

Heilpädagogische Partnerschaft mit schwerstbehinderten Menschen

Winfried Mall

Zu dieser Veranstaltung bin ich eingeladen worden, um Ihnen meinen Weg der Basalen Kommunikation vorzustellen, der hilft, Kontakt auch zu schwerstbehinderten Menschen herzustellen. Nun will ich dazu nicht wiederholen, was Sie an verschiedenen Stellen nachlesen können, sondern möchte Ihnen einige Gedanken vortragen über die Haltung der Partnerschaft, die Voraussetzung ist für Basale Kommunikation.

Als ich diese Umgangsform in der Zeitschrift "Geistige Behinderung" 1984 vorstellte, betonte ich, daß sie "keine Förderung im engeren Sinn anstrebt und so auch keine andere Methode der Förderung ersetzen will. Sie versucht, eine Situation der Begegnung zu schaffen, und bringt so nach meiner Erfahrung oft überhaupt erst einen Ansatzpunkt zustande, an dem sinnvolle Förderung ansetzen kann." (Mall 1984, S. 3) - "Ihr Ziel ist die 'Heilung' meiner Beziehung zum Partner, so wie er ist, (...). Sie gibt mir die Möglichkeit, auch dem schwächsten geistig behinderten Menschen und dem völlig abgekapselt scheinenden Autisten zu sagen: 'Ich bin dir gut!', auf eine Weise, die er versteht, für die er offen ist." (ebd., S. 15 f)

Basale Kommunikation ist somit ein Weg, ohne Voraussetzungen auf seiten des Partners ins "Gespräch" zu kommen. Sie achtet auf jede Regung, jede Äußerung des anderen und antwortet ihm auf der gleichen Ebene. Grundlage ist das Erleben, im gemeinsamen Atemrhythmus verbunden zu sein. Auf dieser Basis ist der Phantasie keine Grenze gesetzt, das Miteinander individuell und kreativ auszugestalten, so wie es beiden Partnern in dieser Situation entspricht. Teilnehmer von Kursen, auf denen ich diese Umgangsformen vermit-

telte, berichteten über Erfahrungen umfassender Verbundenheit, vielleicht wie im Schoß der Mutter vor der Geburt.

Doch nun wie angekündigt, einige Gedanken zur Haltung, die nach meiner Sicht solche Erfahrung erst möglich macht. Ich will nicht den Anspruch erheben, hier Neues vorzutragen. Heilpädagogik - hier verstanden als Pädagogik der Ganzheitlichkeit - hat sich schon immer verpflichtet gesehen, die Begegnung mit dem konkreten Menschen, der uns anvertraut ist, ganz oben an zu stellen. Mein Anliegen ist, Sie und mich daran zu erinnern, wie leicht es geschieht, daß wir zwischen uns und den anderen unser Bild von ihm stellen und so die Ebene der Partnerschaft verlassen.

Bestimmt wird jeder von Ihnen die heilpädagogische Grundregel bejahen: "Wir müssen den anderen (das Kind, den Behinderten) da abholen, wo es steht!" Doch kommen wir nicht oft daher wie einer auf dem hohen Roß, der sich hinabbeugt zu dem, von dem wir meinen, daß er da im Staub liegt? Dann zerren wir ihn zu uns hinauf auf's Pferd, und los geht es, zu dem Ziel, das wir für ihn auserkoren haben. Wehrt er sich dagegen, beweist er damit nur, wie sehr wir besser wissen, was gut für ihn ist.

Woher weiß ich denn so genau, was dieser Mensch will? Vielleicht sieht er sich selbst gar nicht leidend im Staub sitzen, sondern an dem Platz, den er sich mit viel Anstrengung so gut wie möglich eingerichtet hat. Vielleicht will er auch gar nicht abgeholt werden, vielleicht schon überhaupt nicht von mir. Und ob er auch dahin will, wohin ich ihn zu bringen versuche, ist noch völlig offen.

Könnte unser heilpädagogisches "Abholen" nicht auch so aussehen: Sie treffen auf einen Menschen, mit dem Sie - möglichst hilfreich - zu tun bekommen wollen. Herabgestiegen

vom hohen Roß des "Ich weiß schon, was für dich gut ist." Setzen Sie sich zunächst mal neben diesen Menschen, vielleicht sogar in den Staub, und erleben die Situation aus seinem Blickwinkel. Sie bringen viel Behutsamkeit, Demut, Ehrfurcht vor der Persönlichkeit des anderen mit. Sie versuchen, ihn spüren zu lassen, daß Sie sich für ihn interessieren, daß Sie gern Freundschaft wachsen lassen wollen, in dem begrenzten Rahmen, der Ihnen beiden gegeben ist. Sie lassen dem anderen Zeit, Sie zu bemerken und auf Sie zu reagieren, bemühen sich, ihn so gut wie möglich kennenzulernen und zu verstehen, wie er was auszudrücken versucht: seine Gefühle, Bedürfnisse, Absichten und Wünsche. Sie versuchen zu erahnen, welche Geschichte hinter diesem Menschen liegt, die ihn so werden ließ, wie er heute ist.

Dann, mit der Zeit, wächst in Ihnen vielleicht eine Ahnung, wohin der andere unterwegs, was auf seinem Lebensweg jetzt für ihn "dran" ist. Dazu bieten Sie ihre hilfreiche Begleitung an, in Gangart und Tempo seinem Gehen angepaßt. - Oder es kommt Ihnen eine Idee, was für ihn wichtig sein könnte. Dann bieten Sie ihm an, mit ihnen mitzukommen, sind aber bereit, auch seine Weigerung ernst zu nehmen, selbst wenn Sie sie nicht verstehen. Besonders sorgsam achten Sie auf Ambivalenz, auf das große Problem, etwas mit viel Bedürfnisspannung zu wollen, gleichzeitig aber durch übermächtige Angst davor blockiert zu sein. Dies betrifft häufig die Offenheit für Umweltkontakte überhaupt, besonders bei schwerstbehinderten Menschen.

So ist es jedesmal ein Abenteuer, wenn Sie einen anderen Menschen kennenlernen und zu ihm Beziehung aufnehmen wollen. Das heißt: Der Weg und das Ziel sind ungewiß und damit der Ausgang des Ganzen. Bereitschaft zum Risiko, auch des Scheiterns, ist vorausgesetzt. Nur dann sind Sie offen für wirklich persönliche Beziehung.

Zwei kleinere Beispiele, an die ich mich erinnere:

Eine Frau, Mitte zwanzig, täglich für eine Stunde Einzeltherapie bei mir, zeigt große Probleme, sich für taktile Reize zu öffnen. So hatte sie große Angst, barfuß über den Rasen oder andere raue Oberflächen zu gehen. Im Bemühen, dies mit ihr zu üben, führte ich sie im ersten Sommer barfuß über den Rasen. Widerstrebend und voller Angst ging sie mit. Es war ihr anzusehen, daß sie es lieber gelassen hätte, aber sie weigerte sich nicht.

Im nächsten Sommer - in der Zwischenzeit hatte ich ihr immer wieder körperbezogene Begegnungsangebote gemacht mit Basaler Kommunikation und Massage - wiederholte ich das Barfußgehen. Doch nicht ihre Bereitschaft hatte sich geändert, taktile Reize wahrzunehmen und sich auf sie einzulassen, sondern ihr Selbstbehauptungswille: Sie wehrte sich massiv dagegen, schrie und setzte sich hin. Erst im dritten Sommer war sie so weit, daß wir zusammen barfuß über den Rasen gehen konnten.

Thomas, der Junge, der mir half, die Basale Kommunikation zu entwickeln (Mall 1980), hatte aufgrund einer generellen Überspannung seines ganzen Körpers enorme Gleichgewichtsprobleme. Er war ständig auf der Suche, an wem er sich festkrallen könnte, und sein grelles Schreien über-tönte alles. Ich versuchte vergeblich, über Übungen seine Gleichgewichtskontrolle zu trainieren. Erst als ich seine dahinterliegende, lebensbestimmende Angst erspürte, konnte ich auf sein eigentliches Bedürfnis eingehen mit dem Angebot, bei mir auf dem Schoß zur Ruhe zu kommen, sich ein wenig sicherer zu erleben, sich entspannen zu können. Schon diese - sehr begrenzten - Erfahrungen, zusammen mit einem aufmerksameren und verständnisvolleren Umgang durch seine ErzieherInnen, weckten in ihm Energien zur Weiterentwicklung auch der sensomotorischen Fähigkeiten: Er begann es zu

genießen, wenn man ihn trug, mit ihm heruntollte, ihn auf das Sofa warf. Er kletterte auf Möbeln herum, und er begann, sich für Farben und Geräusche zu interessieren, ohne daß dies mit speziellen Übungen trainiert worden wäre.

Als Heilpädagogen - oder wie unsere Berufsbezeichnung auch heißt - haben wir gelernt: Vor der Förderung kommt die Diagnostik, die Bestimmung des Entwicklungsstandes oder der Entwicklungslücken. Wir haben Förderziele, grob und fein, festzulegen und danach die methodischen Schritte zu planen. Dabei helfen uns Entwicklungsgitter, checklists, Tests, hinter denen jeweils ausgefeilte entwicklungspsychologische und therapeutische Theorien und Konzepte stehen. Diese sind aus der jeweiligen Praxis und Erfahrung ihrer Begründer entstanden, und sie können uns viel helfen, schwerstbehinderte Menschen zu verstehen, und uns den Umgang mit ihnen zu erleichtern.

Hier jedoch tut sich eine Gefahr auf, die wir nicht aus dem Blick verlieren dürfen: Die schlüssige Theorie, die uns überzeugt, sowie die dazugehörigen praktischen Ansätze verleiten uns dazu, wir wüßten schon Bescheid über diesen konkreten Menschen vor uns. Dadurch reduzieren wir seine Persönlichkeit auf den eigenen, immer beschränkten Blickwinkel, was darauf hinausläuft, daß wir seine Menschenwürde mißachten, die Ehrfurcht vor seiner Persönlichkeit, seiner Biographie, seinem freien Willen. Dies gilt ungeschmälert für schwerstbehinderte Menschen.

Diagnostische Beobachtungen können Hinweise geben, wo ein bestimmter Mensch gerade steht, wo wir ihn abholen könnten. So erhalten wir zum Beispiel die Aussage, jemand gehe mit sich und der Umwelt entsprechend der modalitätsspezifischen Stufe der sensomotorischen Entwicklung um. Deshalb vermuten wir, daß es ihn überfordern würde, zu vielen Sinnesreizen auf einmal ausgesetzt zu sein. Oder wir hören, jemand lebe

entsprechend der symbiotischen Stufe der Persönlichkeitsentwicklung nach Mahler, und schließen daraus, daß unser Umgang mit ihm von Konstanz, Eindeutigkeit und Kontrastreichtum geprägt sein sollte. Wir richten unsere Angebote entsprechend aus, wobei unser Repertoire bereichert wird durch methodische Ansätze, die wir gelernt haben. Doch keines dieser Konzepte erspart es uns, uns ganz unmittelbar, ohne Vor-Urteile und ungeschützt auf die Begegnung mit diesem Partner einzulassen. Nur dann besteht die Chance, daß etwas wirklich Hilfreiches entsteht.

Denn wem ist je gelungen, die volle Komplexität einer Persönlichkeit umfassend zu beschreiben? Je besser ich jemanden kenne, um so schwerer fällt mir der Versuch, wenn ich zum Beispiel einen Entwicklungsbericht über ihn schreiben soll. Immer mehr Facetten seiner Individualität kommen in den Blick, die sich einer Umschreibung durch Worte entziehen, und die sich gegen die Einordnung in ein fertiges Raster wehren. Es würde einen Roman erfordern, oder das Portrait durch einen Künstler, um das Wesen eines Menschen wenigstens anzudeuten.

Die Begrenztheit unserer Förderkonzepte wird vollends deutlich angesichts der wechselnden "Moden" in der Behindertenpädagogik der letzten Jahrzehnte. Von der Verhaltenstherapie bis zur Gestalttherapie, all diese Konzepte verleiten dazu, sie zu verabsolutieren und ihnen dogmatischen Wahrheitsanspruch zuzubilligen. Doch erliegen wir dieser Gefahr, berauben wir uns der eigenen Souveränität in der Begegnung mit dem behinderten Menschen, und wir kommen nicht dazu, seine subjektive Wahrheit kennenzulernen.

Denn wenn Sie entsprechend Ihrer Hypothesen und methodischen Ansätze auf den anderen zugehen, ist dies erst der Anfang Ihrer gemeinsamen Geschichte. Sie bieten ihm Ihre Sichtweise an, wie es mit Ihnen beiden weitergehen könnte.

Als Angebot ernst gemeint, wird es jedoch nicht Ihr letztes Wort sein. Es kann abgelehnt werden, man kann darüber "diskutieren", es wird modifiziert, bis es sowohl für den Partner als auch für Sie paßt. Dies stimmt ohne Abstriche für schwerstbehinderte Menschen, nur sind die Weisen der Verständigung anders.

Sie beobachten noch genauer als sonst, sind noch mehr auf den selbstkritischen Gebrauch Ihrer Intuition angewiesen. Die Meinung anderer - zum Beispiel der Eltern - ist als Korrektiv wichtig. Die "Diskussion" findet in Handeln - sensomotorisch - statt: Jede Berührung ist Anfrage, Angebot, Aussage von Ihnen. Jeder Blickkontakt, jede Mimikveränderung, An- oder Entspannung ist Antwort. Jeder Atemzug ist Äußerung, ja selbst Körpertemperatur, Hautdurchblutung, Puls, Transpiration, Ausscheidungsvorgänge sagen Ihnen etwas über den anderen. Und auch Sie selbst teilen mit jeder Lautäußerung, mit Ihrer Körperhaltung, Ihrer Art zu tragen, sich mit ihm zu bewegen, ihm etwas von Ihnen mit.

Betrachten Sie die Lebensgeschichte eines schwerstbehinderten Kindes (z.B. Mall 1990, S. 11 ff), so sehen Sie, daß deren Start ins Leben zusätzlich zu ihrer organischen Behinderung sehr häufig enorm erschwert ist: Gehäufte Schwangerschaftsprobleme, lange Klinikaufenthalte, schmerzhaftes Behandlungsmaßnahmen, die Verunsicherung alleingelassener Eltern prägen in vielen Fällen die ersten Monate und Jahre. Auch einem Kind ohne organische Schädigung machen solche Erlebnisse zu schaffen. Was wir mit Urvertrauen umschreiben, wird sich dabei wohl nur schwer einstellen können: die grundlegende Gewißheit, daß es in Ordnung ist auf der Welt zu sein, und daß es nie so schlimm kommen kann, daß nicht auch entsprechende Hilfe kommt. Diese Überzeugung ist aber für uns alle die Voraussetzung, uns der Welt zuzuwenden, Mißerfolge zu ertragen, immer wieder neu anzufangen.

Deshalb wird es uns um so mehr ein Anliegen sein, dem schwerstbehinderten Partner vor allem anderen erst einmal klarzumachen, daß er für uns so in Ordnung ist, wie ihn sein Leben bis heute geprägt hat. Sein Verhalten ist sinnvoll vor dem Hintergrund seiner Biographie und seiner subjektiven Möglichkeiten, und es ist unser Problem, wenn wir es nicht gleich verstehen. Gelingt es uns nicht, ihm dies zu vermitteln, wird der andere einmal mehr erleben, wie seine Versuche, sich zu äußern und seine Bedürfnisse auszudrücken, ignoriert werden, und wir werden seine Resignation oder Rebellion verstärken.

Nehmen Sie ihn aber ernst, wird Ihnen seine Stereotypie kein unerwünschtes Verhalten sein, das es wegzuthrapieren gilt, sondern bedeutungsvolle Äußerung des Partners. Sie können sie aufgreifen, darauf passend zu antworten suchen, vielleicht sie imitieren oder anders damit spielen, ständig seine Reaktionen beobachtend und einbeziehend. Sein Verhalten ist prinzipiell auch dann sinnvoll, wenn es ihn selbst oder dritte schädigt. Doch nun werden Sie wohl versuchen ihm zu zeigen, wie er vielleicht noch anders mit seiner Aggression umgehen, intensive Sinneserfahrungen machen, seine Energie einsetzen oder Einfluß auf die Umwelt nehmen kann, je nachdem, wie Sie das Verhalten verstehen. Als Partner mit ihm zu kommunizieren, heißt dann natürlich auch, die eigenen Vorlieben, Abneigungen und auch die Grenzen ins Spiel zu bringen, die vorgegeben oder Ihnen selbst wichtig sind: zum Beispiel nicht verletzt zu werden, keine kostbaren Dinge zu zerstören, oder Zeit für sich allein zu haben.

Sicher lassen sich meine Ausführungen leichter bejahen, wenn man erwachsene behinderte Menschen im Blick hat. Bei ihnen fällt es leichter, von einer leistungs- und veränderungsbetonenden Haltung abzurücken, wenn dies auch eher vor einem resignativen Hintergrund geschieht. Doch ist zu prüfen, ob nicht auch im Umgang mit Kindern einiges dafür

spricht, ihrer Autonomie mehr Raum zu lassen und Konzepte unbedingter Entwicklungsförderung hintenan zu stellen. Denn zuerst muß uns doch wichtig sein, daß unser Partner erlebt, es lohnt sich zu leben, sich auf die Umwelt einzulassen, mit dem Rückhalt der - wenn auch begrenzten - Beziehung zu einem Menschen. Dann können Sie oft überrascht sein, welcher Wille zum Leben, zum Lernen, zur Entwicklung auch bei älteren Menschen wach wird, und Sie wissen, diese Schritte tut der andere, weil er selbst es will.

Den anderen als Partner ernst zu nehmen, heißt aber auch, Grenzen von Entwicklung anzuerkennen, und zu helfen, innerhalb dieser Grenzen möglichst glücklich zu leben. Die Stufen unbehinderter Entwicklung mit einem Haus verglichen, das viele Stockwerke erhalten kann: Warum soll dann nicht jemand auch mit einem einstöckigen Häuschen zufrieden sein dürfen? Wir können ihm helfen, ein solides Dach darauf zu setzen und es sich darin gemütlich einzurichten, wenn wir ihm die Umgebung und die Hilfen anbieten, die seinen begrenzten Möglichkeiten entsprechen. Entsprechend wünschen wir es doch auch für uns selbst. Vielleicht ist er eines Tages bereit, doch noch weiter an seinem Haus zu bauen und es um ein Stockwerk zu ergänzen. Wenn wir ihn genau beobachten, wird er es uns vermutlich zu erkennen geben. Dann sind wir gefordert, ihn dabei zu unterstützen.

Heilpädagogische Partnerschaft, wie ich sie hier zu beschreiben versuchte, setzt Haltungen voraus, die in meiner Sicht für die Begleitung behinderter Menschen wesentlich sind: Verzicht auf die vermeintliche Sicherheit übernommener Theorien und Methoden; Fähigkeit zu realistischer Selbstkritik; Offenheit für Infragestellung durch Kollegen, Eltern, den schwerstbehinderten Partner selbst; Bereitschaft, sich von vorzeigbaren Ergebnissen der Arbeit unabhängig zu machen, sich verunsichern zu lassen durch Mißerfolge und Scheitern bis hin zum Eingeständnis: "Ich weiß

nicht mehr, wie ich dich verstehen, was ich noch mit dir machen kann." Die Begründung des eigenen Handelns ist nicht zu finden in der Berufung auf Autoritäten, sondern letztlich allein in der konkreten Erfahrung mit diesem Menschen.

Literatur:

Mall, W.: "Entspannungstherapie mit Thomas - erste Schritte auf einem neuen Weg.", in: "Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie", 29. Jg./1980, Heft 8, S. 298-301

Mall, W.: "Basale Kommunikation - ein Weg zum Anderen", in: "Geistige Behinderung", 23. Jg./1984, Heft 1, Innenteil

Mall, W.: "Kommunikation mit schwer geistig behinderten Menschen - Ein Werkheft", Heidelberg/Schindele, 1990

aus

Lebenshilfe für geistig Behinderte,
Landesverband Nordrhein-Westfalen (Hg.):
Annehmen und Verstehen -
Förderung von Menschen mit sehr schweren Behinderungen -
Beiträge zur Fachtagung (3. Lebenshilfe-Tag Nordrhein-Westfalen 1992)
Band 2
Hürth (Lebenshilfe LV NRW) 1992